

Das japanische Schränkchen.

Von M. Carruthers. Deutsch von Fr. B. Resch. (Fortsetzung.)

12. Der neue Majoratsherr.

Zwei Jahre sind bereits verflossen, seitdem Feldaus Paris verlassen und sich in dem idyllischen Eisenach ein stilles, behagliches Nestchen gebaut haben. Gundaccar ist durch die furchtbaren Ereignisse in Paris von seiner Leidenschaft vollständig geheilt worden und hat sein Gelübde, sich nie wieder an einem Glücksspiel zu beteiligen, treu gehalten. Baronin Lisa kann auf ihren Gatten stolz sein. Nichts trübt das Familienglück, zu dem Nellys unverwüstliche Munterkeit nicht wenig beiträgt.

Eines Morgens saß das Trio auf der schönen Veranda mit der Aussicht auf die Wartburg und ließ sich das Frühstück gut schmecken. Nelly, die gerade ein Berliner Morgenblatt durchblätterte, stieß plötzlich einen Schrei aus.

„Was hast Du?“ fragten der Baron und die Baronin wie aus einem Munde.

„Da lies, Vater, es ist unglaublich!“ entgegnete sie und überreichte ihm das Blatt, auf ein Telegramm deutend.

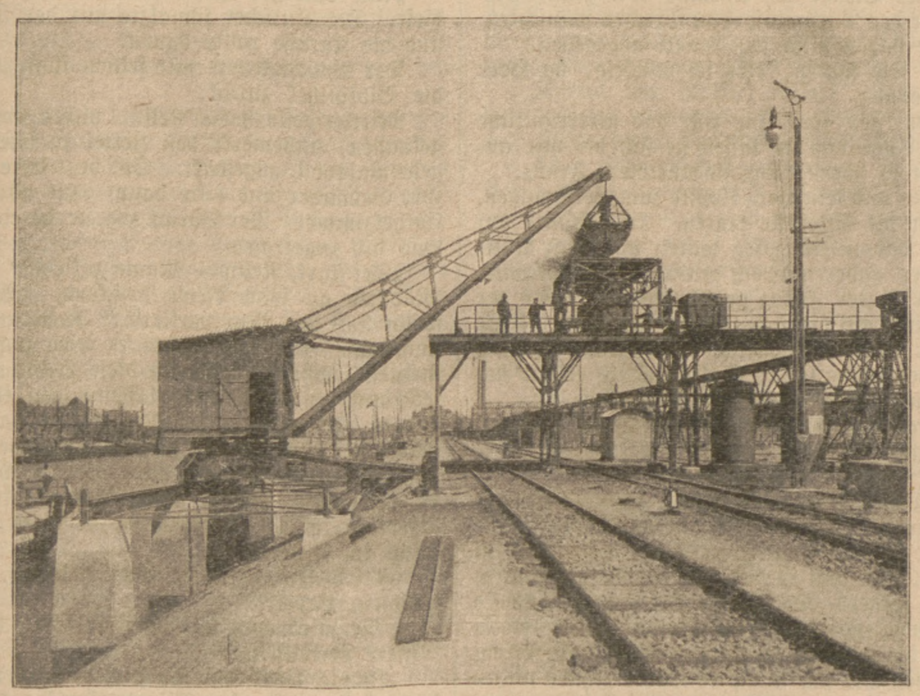


Adolf Deucher,
der neue schweizer. Vicepräsident.

Feldau las zu seinem Entsetzen, daß der Majoratsherr Baron Willibald von Feldau und dessen einziger Nachkomme Ernst in den Cordilleren von Räubern überfallen und ermordet worden waren. Die beiden wollten in größerer Reisegesellschaft die Anden überschreiten, um sich von Aranco nach Mendoza zu begeben. Die zwei Führer verloren ebenfalls das Leben. Vier Herren gelang es, zu entkommen.

„Schauderhaft!“ rief Gundaccar in höchster Aufregung. „Meine armen Vettern! Und beide! Welch entsetzliches Unglück!“

Noch an demselben Tag langte der Familienanwalt Doktor Grosse in Eisenach an und ließ sich bei dem Baron melden. Die beiden Herren hatten eine lange Unterredung miteinander und beschlossen, einen Vertrauensmann nach Südamerika zu entsenden, der die Leichen der Ermordeten aufsuchen und heimbringen sollte, denn Gundaccar, der nunmehrige Majoratsherr, wollte sie in der Ahnengruft auf Schloß Feldau bestattet wissen.



Der neue Rheinhafen bei Karlsruhe: Elektrischer Kran, Kohlen ausladend. (Mit Text.)

Dies geschah, und schon nach zehn Wochen fand die feierliche Beerdigung von Vater und Sohn auf Schloß Feldau, das mittlerweile von dem neuen Majoratsherrn bezogen worden war, unter großem Pomp statt. Die eigentlichen Leidtragenden waren Gundaccar und Walter, doch hatten sich auch die Verwandten der Verstorbenen von mütterlicher Seite eingefunden, ebenso alle Gutsherren der Nachbarschaft mit ihren Familien, alle Pächter und die Bauern des Dorfes.

Wohl hatte sich Baron Willibald sehr unschön gegen Gundaccar benommen, indem er diesem bei seinem Majoratsantritt die kleine Rente entzog, aber der Tod übt eine versöhnende Wirkung aus, und der gutmütige Gundaccar setzte alle Hebel in Bewegung, um die Bestattung so prunkvoll als möglich zu gestalten.

Sofort nach seinem Majoratsantritt deponierte Feldau fünfhunderttausend Mark auf den Namen seiner Stieftochter bei der deutschen Reichsbank.

„Das ist das wenigste, was ich unserm Lachtäubchen schuldig bin, um sie für das von mir so leichtsinnig vergeudete Vermögen ihres Vaters einigermaßen zu entschädigen,“ sagte er zu Lisa.

Den größten Teil des folgenden Sommers verbrachten Pohitonoffs auf Schloß Feldau. Die Luftveränderung that Wladimir so gut, daß Isabella nicht genötigt war, ihren Eltern das Geheimnis seiner Krankheit zu verraten. Wozu diese mit einer Thatsache vertraut machen, die schon ihr genug Sorge bereitete?

Wäre das furchtbare Gespenst Epilepsie nicht gewesen, das sie quälte, sie hätte ja auch zufrieden sein können. Feodor, der jetzt drei Jahre zählte, war ein reizendes Kind und glich ihr aufs Haar, nur die schönen, schwärmerischen dunklen Augen und das süße Stimmchen hatte er vom Vater, der den großen Schatz seiner Liebe zwischen Isa und dem Kind teilte. — Auch bezüglich Eduard Dennysons, der in ihrem innersten Herzen noch immer ein Kämmerchen innehatte, war sie beruhigt. Alice, die sie im Spätherbst wieder in Trouville getroffen hatte, erzählte ihr, daß Eduard sich schließlich in sein Schicksal ergeben habe und als Forschungsreisender Afrika durchstreife.

Feldau füllte seinen Platz als Majoratsherr trefflich aus, er war wie geschaffen für eine solche Stellung, aber das Schicksal schien es darauf abgesehen zu haben, immer wieder feindlich in sein Leben einzugreifen.

Die Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß ein Verwandter des Hausmeisters die ganze Einrichtung des „Olymp“ angekauft. Darunter befand sich auch ein allerliebster antiker Rosenholzschreibtisch. Vier Jahre lang stand dieser unbeachtet in dem Trödlerladen. Endlich fand sich eine Käuferin.

Madame Rampon, die Tochter eines Antiquitätenhändlers, entdeckte in dem altmodischen Schreibtisch ein Kunstwerk und erstand es zu einem verhältnismäßig hohen Preis. Als es in ihre Wohnung gebracht wurde, machte sie sich sofort daran, den dicken Staub und Schmutz zu entfernen, der sich in den vier Jahren von innen und außen angesammelt hatte. Sie zog alle Schubfächer heraus und fand hinter einem derselben einen Brief, den sie achtlos auf den Tisch warf.

Gegen Mittag kam Monsieur Rampon — einer der scharfsinnigsten Detektives in ganz Paris — nach Hause.

Nachdem er die Acquisition seiner Frau genügend bewundert zu haben glaubte, fiel sein Blick zufällig auf den Brief, der auf dem Tische lag.

„Was ist das?" fragte er, ihn aufnehmend.

„Ich weiß nicht, ich habe mir noch nicht Zeit genommen, den Wisch zu lesen. Er lag hinter einem Schubfach eingeklemmt," entgegnete Madame gleichgültig.

Der Detektiv öffnete ahnungslos den Brief und durchflog ihn. Das Blatt zitterte in seinen Händen, sein Gesicht drückte große Spannung aus.

„Was hast Du, Etienne?" fragte seine Frau. „Was enthält der Brief Erstaunliches?"

„Erstaunliches? Durchaus nichts, es ist eine bezahlte Schneiderrechnung," entgegnete er lachend.

Frau Rampon sah und hörte, wie er ein Blatt in kleine Stücke zerriß. In Wirklichkeit hatte er den Brief sorgfältig in seiner Brusttasche verborgen und ein Notizblatt zerrissen.

„Ich bitte Dich, Etienne, wirf die Stücke nicht auf den Boden," bat die ordnungsliebende Hausfrau, „ich habe soeben erst ausgekehrt, wirf sie in den Kamin!"

Das paßte Herrn Rampon vortrefflich.

„Bis aufgetragen wird, will ich in mein Zimmer gehen. Es ist mir eben eingefallen, daß ich noch einen wichtigen Brief schreiben muß. Rufe mich, wenn's soweit ist."

In sein Arbeitszimmer zurückgekehrt, nahm Monsieur Rampon sofort ein Bündel alter Zeitungen von einem Regal herab und machte sich an die Lektüre. Auf der Papierschleife, die sie zusammenhielt, stand in sauberer Schrift: „Der geheimnisvolle Mord auf dem Boulevard Lannes. Der Mörder nicht entdeckt. Dreitausend Francs auf seinen Kopf ausgesetzt!"

Im Laufe des Nachmittags machte er verschiedene Gänge. Er suchte auch den Hausmeister auf dem Boulevard Saint-Germain auf und erkundigte sich nach dem jetzigen Aufenthaltsort der Familie Feldau, dann begab er sich ins mont-de-piété, von da zu dem Antiquitätenhändler auf dem Quai Voltaire und schließlich auf die Polizei.

13. Im Namen des Gesetzes.

Baronin Feldau besuchte in Begleitung Nellys ihre Armen. Der Baron saß allein im Bibliothekzimmer und las Miltons „Verlorenes Paradies", als der Diener die Ankunft von „fünf seltsamen Herren" meldete, die den Baron sofort zu sprechen wünschten.

„Fünf Herren, und sie haben nicht ihre Karte abgegeben?"

„Nein, Herr Baron. Sie sagten, dies sei unnötig, da Herr Baron sie ja doch nicht kenne."

„Es werden wohl Touristen sein, die sich das altertümliche Schloß ansehen wollen. Aber warum lassen sie sich bei mir anmelden? Na, wir werden ja hören. Laß sie eintreten, Franz."

Baron Feldau erbleichte und sein Herz klopfte zum Zerspringen, als die fünf Männer über die Schwelle traten. Er erkannte auf den ersten Blick, daß drei davon Franzosen waren und zwar Polizisten in Civil — die beiden anderen jedoch deutsche Polizeibeamte. Kaum hatte sich die Thür hinter Franz geschlossen, als einer der Deutschen vortrat, seine Linke auf die Schulter des Hausherrn legte und feierlich sagte: „Herr Baron Gundaccar von Feldau, ich muß Sie im Namen des Gesetzes verhaften!" Dabei knöpfte er mit der Rechten seinen Rock auf und deutete auf sein Abzeichen.

„Mich verhaften?" fragte Gundaccar mit unsicherer Stimme. „Wessen bin ich beschuldigt?"

„Des Mordes!"

„Unmöglich! Da muß ein Irrtum obwalten, meine Herren!"

„Leider nicht, Herr Baron," nahm der Beamte das Wort. „Sie sind angeklagt, vor vier Jahren eine Frau Teska Silberkoff in Paris erdrosselt zu haben. Die drei Herren sind herübergekommen, um Ihre Auslieferung zu fordern. Da schwere Belastungsmomente gegen den Herrn Baron vorliegen und Herr Baron in Frankreich naturalisiert sind, kann die deutsche Regierung die Auslieferung nicht verweigern. Sträuben Sie sich nicht, es würde Ihnen nichts helfen und könnte nur Ihre Lage verschlimmern. Vielleicht gelingt es einem tüchtigen Verteidiger, das Mißverständnis, das wahrscheinlich der unliebsamen Geschichte zu Grunde liegt, aufzuklären. Aber jetzt können Sie nichts Besseres thun, als meinen französischen Kollegen an die Seine zu folgen."

Blitzartig drängten sich die Gedanken in Feldaus Gehirn. Der Mann hatte recht. Widerstand war in diesem Falle zwecklos. Aber das Blut erstarrte ihm bei dem Gedanken, daß er sich nun auf Gnade und Ungnade der französischen Polizei ergeben sollte. Der Besuch bei Teska Silberkoff sollte ihm also doch noch verhängnisvoll werden!

Der Schlag, der ihn so unerwartet im Zenith seines Glücks traf, war furchtbar. Nur mit Aufbietung aller seiner Selbstbeherrschung gelang es ihm, seine Erregung in Gegenwart der Polizisten zu bemeistern.

„Sie, meine Herren, sind selbstverständlich für die Irrtümer Ihrer Vorgesetzten nicht verantwortlich und müssen die Ihnen erteilten Befehle ausführen; deshalb will ich Ihnen ohne Widerstand folgen. Nur bitte ich Sie herzlich, sich so zu benehmen, daß weder meine Frau, noch auch die Dienerschaft den Zweck Ihres Besuches erraten können."

„Ah, ich verstehe, Herr Baron," entgegnete höflich der Beamte, der die Verhaftung vorgenommen hatte.

Gundaccar dachte darüber nach, wie er Lisa wenigstens vorläufig in Unkenntnis seiner Verhaftung belassen könnte, denn er fühlte, daß der Abschied von ihr ihn schwach machen würde. Es gab kein anderes Mittel, als Nelly ins Vertrauen zu ziehen.

Arme Nelly! Immer mußte sie es sein, die eine schwere Pflicht zu erfüllen hatte, so oft es dem Schicksal beliebte, der Familie Feldau einen harten Schlag zu versetzen! Der Baron schrieb auf ein Zettelchen: „Liebes Kind! Komm, sobald Du kannst, zu mir in die Bibliothek, aber so, daß Lisa nichts merkt!" Dann faltete er es ganz klein zusammen und wandte sich an die Herren: „Meine Frau und meine Tochter könnten jeden Augenblick von ihrer Spazierfahrt heimkommen. Wollten Sie nicht die Güte haben, mich in den Park zu begleiten? Ich werde thun, als ob ich Ihnen denselben zeigte, und Sie werden meiner Frau erzählen, daß Sie Empfehlungsbriefe von gemeinsamen Freunden aus Hannover mitgebracht. Ich habe nämlich auch dort Besitzungen."

Die Männer gingen bereitwillig auf diesen Plan ein und schlenderten gemütlich durch die Hauptallee, als die Equipage mit den Damen heranrollte; Gundaccar winkte dem Kutscher, zu halten, trat an den Wagenschlag und zwar an die Seite, an welcher Nelly saß, während die Fremden, ehrerbietig grüßend, sich der Baronin näherten. Diesen Moment benutzte Feldau, um Nelly das Zettelchen mit einem bezeichnenden Blick zuzustecken, dann ging er ebenfalls zu seiner Frau hinüber, um ihr zärtlich die Hand zu küssen.

„Werden die Herren zum zweiten Frühstück bleiben?" fragte sie ihn leise.

„Nein, mein Schatz, sie wollen gleich weiterreisen."

Es fiel ihm so schwer, Lisa ohne ein zärtliches Wort zurücklassen zu müssen, aber er durfte nicht schwach werden und murmelte, sie mit einem liebevollen Blick umfassend: „Auf Wiedersehen, geliebtes Weib!"

„Auf baldiges Wiedersehen, Nelly!" wandte er sich laut an diese. Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, die Rosse zogen an und die Karosse rollte davon.

Der Baron kehrte mit seinen fünf „Gästen" auf Umwegen in die Bibliothek zurück.

Mittlerweile hatte Nelly, nichts Gutes ahnend, Gelegenheit gefunden, unbemerkt den Zettel zu lesen, den ihr Gundaccar so geheimnisvoll zugesteckt. Sie begleitete Lisa wie gewöhnlich vor ihre Gemächer und eilte dann, ohne abzulegen, sofort in das Bibliothekzimmer. Der Baron zog sie in eine Ecke und erzählte leise, was sich zugetragen.

„Sei stark, Nelly — Mama zuliebe!" murmelte er, das weinende Mädchen an seine Brust drückend. „Was soll aus Lisa werden, wenn Du den Mut verlierst? Kopf in die Höhe, meine tapfere Lachtaube . . . fürchte nichts, es wird noch alles gut werden. Durch meinen Leichtsinn habe ich diese Heimsuchung verdient . . . Doch jetzt muß ich das Haus verlassen haben, ehe Deine Mutter herunterkommt. Bringe ihr die Neuigkeit so sanft wie möglich bei, verheimlicht kann sie ihr ja doch nicht werden. Ich bin überzeugt, daß sie darauf bestehen wird, mir nach Paris zu folgen — lasse sie gewähren. Reiset ohne Dienerschaft und unter dem Namen Bertram; steiget in einem bescheidenen, stillen Hotel ab — vielleicht im Athenée."

„Wird Isa es nicht übel nehmen, wenn wir nicht bei ihr wohnen, Papa?"

„Sie wird euch nur dankbar sein. Wozu auch sie noch in die Misere verwickeln?"

„Zunächst entfernst Du Dich heimlich mit fünf fremden Männern, dann sollen wir ohne Diener abreisen, was soll unser Gesinde davon denken?"

„Wozu grämst Du Dich noch darüber, mein Kind? Die Leute werden nur zu bald die ganze traurige Geschichte durch die Zeitungen erfahren. Die durch die französische Polizei erfolgte Verhaftung

des unter Anklage des Mordes stehenden Majoratsherrn Gundaccar von Feldau kann kein Geheimnis bleiben!" schloß er bitter.

„Was mag wohl diese Katastrophe herbeigeführt haben?" flüsterte Nelly.

„Der unglückselige Brief, den mir Doktor Koskavitsch damals geschrieben, als ich auf der Suche nach dem verhängnisvollen Kästchen war."

„Ich verstehe nicht, Vater."

„Ein Geheimdetektiv soll von dem Trödler meinen Rosenholzschreibtisch erstanden und hinter einem Schubgefach jenes belastende Schreiben des Doktor gefunden haben. Ich glaubte, es damals mit andern Papieren verbrannt zu haben. Dem scheint aber nicht so zu sein. Dreitausend Francs sind auf den Kopf des Mörders der Madame Silberkoff ausgesetzt, wahrscheinlich hat das den Detektiv veranlaßt, die Anzeige bei der Polizei zu erstatten und den Verdacht auf mich zu lenken. Aber nun Gott mit Dir, mein Kind, die Herren werden ungeduldig," sagte er laut.

„Aber Papa, Du mußt doch Wäsche und Kleider mitnehmen, soll ich Deinem Kammerdiener sagen —"

„Auf keinen Fall! Ich werde mir unterwegs anschaffen, was ich brauche. Tröste Deine Mutter so gut Du kannst, mein tapferes, kluges Mädchen. Nicht weinen, das erschwert uns beiden den Abschied."

„Was wird Walter sagen?" jammerte sie.

„Armer Junge! Schreibe ihm sofort, ich ließe ihn bitten, euch nach Paris zu folgen. Ihr werdet dort eines männlichen Schutzes bedürfen. Grüße Deine Mutter und halte Dich tapfer, Kind, wie ich's an Dir gewohnt bin."

Der Baron drückte das schluchzende Mädchen noch einmal an sein Herz und führte sie zur Thür.

Als sich diese hinter ihr geschlossen hatte, wandte er sich mit fester Stimme an die Polizeibeamten: „Ich bin bereit, meine Herren, Ihnen zu folgen und danke Ihnen, daß Sie mir Zeit gelassen, meine Anordnungen zu treffen."

Wie ein Dieb schlich er sich aus dem Hause, und es gelang ihm, unbemerkt das Schloß zu verlassen.

An demselben Tage wie Baron Feldau, wurde auch Koskavitsch verhaftet. Eine Hausdurchsuchung fand in seiner im Palais Pohitonoff befindlichen Wohnung statt, wobei viele seiner Papiere mit Beschlag belegt wurden. Er stand unter der Anklage, falsches Zeugnis in der Affaire Silberkoff abgelegt und den Untersuchungsrichter irregeführt zu haben. Wie dem Baron, kam auch ihm die Verhaftung überraschend wie ein Blitz aus heiterem Himmel; seine Bestürzung war grenzenlos.

Bei dem Verhör mit dem Untersuchungsrichter wies er aber ruhig und bestimmt die Anklage zurück und behauptete, der im Schreibtisch des Detektivs gefundene Brief müsse gefälscht sein. Zwei Sachverständige jedoch, die damit betraut wurden, den Brief mit der Handschrift des Angeklagten zu vergleichen, behaupteten, daß er echt sei, und die Anklage gegen Koskavitsch wurde aufrecht erhalten.

Der Baron weigerte sich standhaft, die vom Untersuchungsrichter an ihn gestellten Fragen zu beantworten, und er sagte, er wolle sich seine Verteidigung zum Tage der Verhandlung vor den Assisen aufsparen.

Die sensationelle Nachricht von der Verhaftung Feldaus erregte begreiflicherweise in den aristokratischen Kreisen Frankreichs großes Aufsehen. Der Vater der schönen Gräfin Pohitonoff des Mordes angeklagt! Entsetzen und Entrüstung warfen die alte Gräfin Ladislaus aufs Krankenlager, und auch Wladimirs Aufregung und Kummer war so heftig, daß Isabella einen Anfall seiner tückischen Krankheit fürchtete. Er selbst schien darauf gefaßt, denn eines Abends sagte er: „Wenn ich das Unglück haben sollte, krank zu werden, laß niemand in meine Nähe kommen. Da Koskavitsch nicht da ist, bleibe Du bei mir. Fürchte Dich nicht, ich werde mich bald wieder erholen. Versprich mir, Isabella, daß Du diese meine Bitte erfüllen willst! Dank Koskavitsch ist mein Geheimnis vor der Welt verborgen geblieben, und ich möchte, daß es verborgen bleibe, bis — bis alles zu Ende ist, und das wird nicht mehr lange dauern, geliebtes Weib," schloß er schwermütig.

Die Gräfin brach in Thränen aus: „Sprich doch nicht so, Wladimir! Die Anfälle haben sich in letzter Zeit nur selten wiederholt, Du bist gar nicht so krank, wie Du glaubst."

„Ich wollte, es wäre so, mein Lieb! Aber ich fühle, wie ich von Tag zu Tag schwächer werde, und die Verhaftung Deines Vaters hat mich um den letzten Rest meiner Kräfte gebracht. Mein nächster Anfall wird auch mein letzter sein! Ich bereite Dich darauf vor, damit die Katastrophe nicht unerwartet über Dich hereinbricht. Nicht wahr, Du versprichst mir, mein Geheimnis nicht preiszugeben?"

Isa versprach es; aber ihr schauderte bei dem Gedanken, mit dem Gatten allein bleiben zu müssen, wenn er wirklich von einem Anfall heimgesucht werden sollte. Wie sehnte sie jetzt den verhaßten Koskavitsch herbei!

Der Graf verließ seine Gemächer *nicht mehr*. *Isa leistete ihm* Gesellschaft, wich nicht von seiner Seite und suchte ihn zu erheitern, obgleich sie selbst vor Angst um ihren Vater fast verging. Die Baronin, Nelly und Walter waren in Paris eingetroffen, und Isa wußte es ihnen Dank, daß sie unter den obwaltenden Umständen im Hotel Athenée abgestiegen. Sie suchte sie noch am Tage ihrer Ankunft auf; es war ein erschütterndes Wiedersehen.

14. Wladimirs letzter Anfall.

Ungefähr eine Woche nach Feldaus Verhaftung verließ Isa mit Wladimir und Feodor Paris, um sich in Begleitung von einem Diener, einer Bonne und einer Zofe nach Enghien zu begeben, wo sie im Hotel des Bains unter dem Namen Graf und Gräfin Strogonoff Wohnung nahmen. Der Aufenthalt in Paris war ihnen zur Qual geworden. Die vielen Beileidsbesuche und Briefe, die sie infolge des Unglücks erhielten, welches die allgemein beliebte „Gräfin Isa" betroffen, regten Wladimir derartig auf, daß sie es notwendig fanden, schleunigst abzureisen, so schwer es ihnen auch wurde, ihre Lieben gerade jetzt zu verlassen.

Wladimir fühlte von Tag zu Tag seine Kräfte schwinden, eine innere Unruhe schien ihn zu quälen, und doch weigerte er sich eigensinnig, einen Arzt zu konsultieren.

„Ich bitte Dich, Wladimir, erlaube mir, einen Arzt holen zu lassen," sagte sie besorgt.

„Nein, mein Lieb, es ist wirklich unnötig. Morgen früh werde ich wieder ganz wohl sein. Schlaf wohl und ängstige Dich nicht."

Als er auf sein Zimmer kam, sagte er dem Kammerdiener, daß er seiner nicht bedürfe und entließ ihn. Kaum hatte sich Joseph entfernt, als der Graf einen Schrank öffnete, demselben ein Fläschchen Cognac entnahm und dieses, mit allen Zeichen des Widerwillens, in einem Schluck leerte.

„O, wenn ich nur schlafen könnte! schlafen! schlafen!" stöhnte er.

Isabella vermochte in jener Nacht kein Auge zu schließen, sie verließ ihr Lager und öffnete eines der Fenster. Die kühle, würzige Luft, die vom Garten heraufströmte, that ihr wohl und beruhigte sie. Da fiel mit einemmal ihr Blick auf die Fenster, die zum Schlafgemach ihres Gatten gehörten. Sie bemerkte, daß eines davon offen stand und daß durch die herabgelassene Jalousie ein schwacher Lichtstrahl drang.

„Wie unvernünftig von Wladimir, bei seinem Zustand das Fenster offen zu lassen!" murmelte sie, unentschlossen, ob sie nicht sofort hinübergehen sollte, um es zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Umwegen.

Novellette von O. Christensen.

Geräuschlos huschte ein junges Mädchen die Treppen eines vierstockigen Etagenhauses hinauf. Im dritten Stockwerke hielt sie an und horchte. Leise an eine Thür klopfend, sprach sie mit gedämpfter Stimme: „Bist Du noch auf, Mariechen."

„Komm nur herein, Hilda!" hörte die letztere ebenso leicht von drinnen antworten, dann drehte sich der Schlüssel im Schloß und Hilda betrat das kosige Gemach ihrer Freundin.

„Was führt Dich denn noch zu so später Stunde zu mir, Du kleine Nachtschwärmerin? Jedenfalls muß es etwas Besonderes sein! Wahrscheinlich eine wichtige Zeitungsnachricht, nicht wahr? Aber bitte nur nichts vom Krieg, das interessiert mich, wie Du weißt, nicht im geringsten!"

Hilda lächelte und breitete ihre mitgebrachte Zeitung auf dem Tische aus. „Wichtig ist die Nachricht allerdings, aber nur für Dich, das heißt, sie kann es werden, je nachdem Du Dich dazu verhalten wirst."

„Da bin ich wirklich begierig!"

„Doch vorher wollte ich Dir noch etwas anderes mitteilen, eine Verlobung nämlich! Rate einmal von wem?"

Mariechen riet lange vergebens und gab es endlich ganz auf.

„Denke nur, Mariechen, Dein alter Verehrer und abgewiesener Freier, Herr Gehner!"

„Alter Verehrer! Das heißt, die ganze Bekanntschaft hatte gerade einen Tag gewährt, und diese Zeit schien der arrogante Mensch für genügend zu halten, um jedes Mädchen von seiner Unwiderstehlichkeit zu überzeugen! Und wenn er nur nicht so furchtbar häßlich wäre!"

„Nun, Mariechen, das kommt auf den Geschmack an, ich konnte es eigentlich nicht finden."

„Aber jetzt frage ich Dich, Hilda, „würdest Du Dich dem ersten besten Mann nach zwölfstündiger Bekanntschaft an den Hals werfen?"

„Dem ersten besten jedenfalls nicht! Aber so kannst Du Herrn

Gehner doch nicht nennen! Es nützt übrigens nichts, darüber zu streiten: Das sind eben Dinge, die jeder selbst am besten wissen muß, — und zum Glück für Herrn Gehner wenigstens denken nicht alle Mädchen wie Du."

„Und wer ist denn die Glückliche?" fragte Mariechen in scheinbar gleichgültigem Tone, obwohl sie beim Empfange dieser Nachricht bedenklich errötete.



Das renovierte königl. Schloß in Dresden. (Mit Text.)
(Photographie von A. Welte in Dresden.)

„Höre nur, was meine Cousine mir aus München schreibt: Vor einigen Tagen hat sich meine Freundin Irene Hanslick, ein sehr hübsches und vermögendes Mädchen, mit einem Herrn Gehner verlobt. Es wird allgemein für eine in jeder Hinsicht passende Partie gehalten. Der Bräutigam ist ein sehr liebenswürdiger Mann, wie ich mich selbst überzeugte."

„Dem neuen Paar meine besten Glückwünsche!" sprach Mariechen, in krankhaftes Lachen ausbrechend, doch wie war es mit der Zeitungsnachricht, liebe Hilda. Hoffentlich fällt dieselbe etwas interessanter aus!"

„Wenigstens etwas tröstlicher für Dich, Mariechen," erwiderte Hilda lächelnd, dann las sie, während Mariechen, mit beiden Händen den Kopf stützend, ungeduldig horchte:

„Aufrichtiges Heiratsgesuch: Ein Herr, Ende der Zwanziger, in gesicherter Lebensstellung, sucht auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege eine Lebensgefährtin. Vermögen ist vollständig Nebensache, dagegen ist musikalische Begabung sehr erwünscht; ein angenehmes Aeußere aber, verbunden mit wahrer Herzensgüte, unerläßliche Bedingung. Ebenso dürfen Grübchen in den Wangen nicht fehlen."

Bei den letzten Worten brachen beide Mädchen in lautes Lachen aus, und Hilda legte ihre Finger in die reizenden Höhlungen, welche sich auf den Wangen ihrer Freundin gebildet hatten.

„Ist das die ganze Neuigkeit, die Du mir mitzuteilen hast?"

„Ja, Mariechen, zusammen mit der ersten!"

„Es sieht wirklich gerade so aus, als wenn Du nur gekommen wärest, um mich zu ärgern. So wisse denn: erstens, daß ich mich überhaupt nicht verheiraten werde, und zweitens am allerwenigsten durch Zeitungsinserate!"

„Als wenn das nicht alle Mädchen sagten, Mariechen! Es ist ja überdies eine alte Geschichte, daß alle Trauben sauer sind, die man nicht erreichen kann. Und was die von Dir so weit weggeworfenen Heiratsinserate betrifft, so kann ich Dir sagen, daß ich mehr als ein Paar kenne, das auf diese Weise zusammenkam — und glücklich geworden ist. Du bist ja überdies ein kluges Mädchen und besitzest Scharfblick genug, um Dich vor unliebsamen Bekanntschaften schützen zu können."

„Da hast Du recht, liebe Hilda, und ich bin Dir auch dankbar für Deine guten Absichten, aber heute abend bin ich furchtbar müde, wir sprechen vielleicht noch einmal später darüber."

„Ich geh ja schon, Mariechen!"

„Nein, so war es ja nicht gemeint! Bitte, bleibe doch noch etwas!"

Hilda hatte aber schon den Thürgriff in der Hand und ließ sich nicht halten. „Soll ich die Zeitung mitnehmen, Mariechen?"

„Ja, die nimm nur in Gottes Namen! Was soll ich damit? Oder Du kannst sie auch hier lassen, Hilde! Weißt Du, ich lese immer gern den Roman."

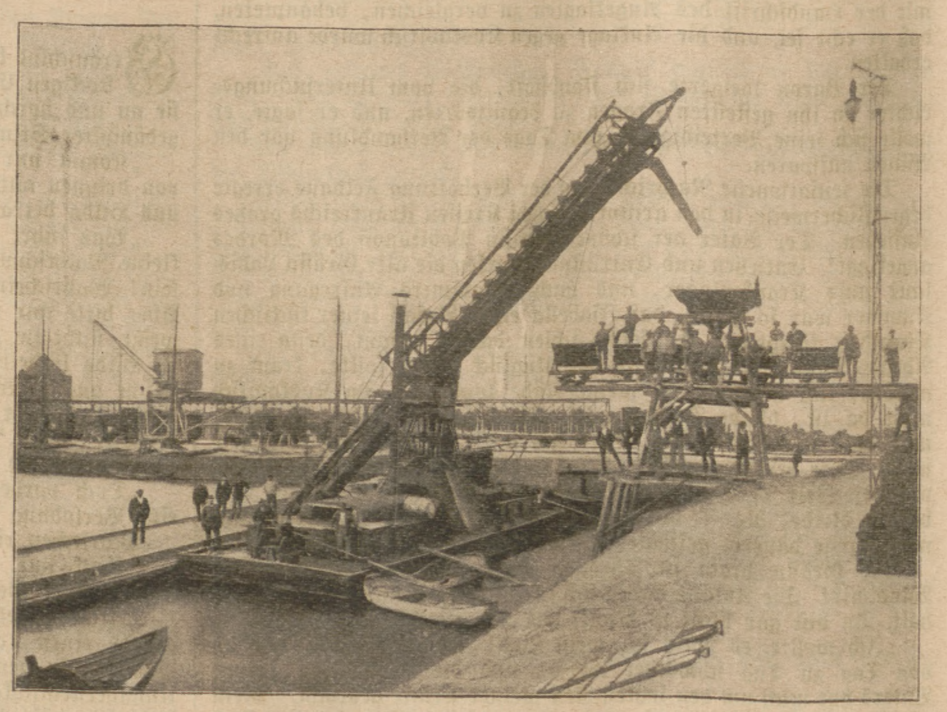
Hilda lächelte etwas und wünschte ihrer Freundin eine angenehme Ruhe.

Sobald sich die Thüre geschlossen hatte, warf Mariechen sich auf das Sopha und ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen, über dessen Ursache sie sich wohl selbst nicht sogleich Rechenschaft zu geben vermochte. War es der Aerger darüber, daß ein von ihr selbst verschmähter Liebhaber von jener anderen gewürdigt worden war? Oder die Erkenntnis, daß sie selbst vor nunmehr bald zwei Jahren am Ende doch zu voreilig gehandelt hatte, als sie einen Bewerber abwies, ohne ihn gründlich zu kennen. Das letztere schien das Wahrscheinlichere, denn Herr Gehner erschien ihr auf einmal in einem ganz anderen Lichte, und Mariechen war jetzt fest davon überzeugt, daß alles einen ganz anderen Verlauf genommen haben würde, hätte er nur noch etwas mit seiner Werbung gewartet. Das ging aber nicht, wohl weil Herr Gehner noch am selben Tage hatte abreisen müssen, wie sie später erfuhr. —

Mariechen fühlte sich zur Zeit recht unglücklich. Das wußte sie sicher, sie war aber viel zu vernünftig, um lange über unabänderliche Dinge nachzugrübeln. Vielleicht war ja auch alles nur Einbildung, und gab es nicht genug andere Männer, die ihr alle ebensogut gefallen hatten, wie dieser Herr Gehner, und von denen sich mancher glücklich schätzen würde, Mariechen Werner die Hand reichen zu dürfen? Gewiß, sie brauchte sich in dieser Beziehung durchaus keine Sorge zu machen! Lächelnd ergriff sie die Zeitung noch einmal, das aufrichtige Heiratsgesuch genau durchlesend.

„Nun, ich dächte, mein Herr, Ihnen könnte geholfen werden!" sprach Mariechen, wohlgefällig ihr Spiegelbild betrachtend. „Die Grübchen werden Ihnen ja wohl genügen? Und wirklich, in diese Augen könnte ich mich selbst verlieben! Und wie steht es denn mit Ihnen, mein Herr? Offen gestanden, im Grunde verlangen Sie recht viel Vorzüge in einer Person vereinigt. Auch musikalisch soll die Dame sein, ich möchte nur wissen, was er darunter versteht und ob er überhaupt selbst musikalisch ist? Das will ich aber bald heraus kriegen: Zuerst spiel ich ihm die Klosterglocken, dann die Pathetik oder etwas ähnliches vor. Aus seinem Benehmen werde ich dann schon ersehen, wie es mit seinem Geschmack bestellt ist. Ja so! Wahre Herzensgüte ist unerläßliche Bedingung! Auch darüber dürfen Sie beruhigt sein, mein Herr! Ach, wenn Sie wüßten, welch liebevolles Herz unter diesem Busen schlägt! Freilich, ob es für Sie schlagen wird, das kann ich Ihnen natürlich noch nicht sagen, indessen schaden kann es ja auf keinen Fall, unter allen Umständen ist es ein lustiger Zeitvertreib und dann kann ich ja auch zu jeder Zeit, wo es mir beliebt, die Geschichte abbrechen."

Dann begab Mariechen sich zur Ruhe, jedoch nicht ohne vorher eine sorgfältige Kopie der Annonce genommen zu haben.



Der neue Rheinhafen bei Karlsruhe: Kies-Elevator. (Mit Text.)

Am folgenden Morgen saß sie schon sehr frühzeitig an ihrem Schreibtische und verfaßte den folgenden Brief:

„Geehrter Herr! Ohne Zweifel bin ich nicht die einzige, von der Sie eine Antwort erhalten, trotzdem muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich durchaus nicht die Gewohnheit habe, Heiratsgesuche zu beantworten. Wenn ich jetzt zum ersten Mal von dieser Regel abgewichen bin, so geschieht es, weil von einer Freundin auf Ihr Inserat aufmerksam gemacht, ich eine gewisse Verwandtschaft der Seelen in demselben zu entdecken glaubte. Ob eine solche aber in Wirklichkeit besteht, und namentlich, ob Sie von derselben durchdrungen sein werden, darüber kann natürlich nur eine etwaige nähere Bekanntschaft entscheiden. Ihrem Wunsche gemäß füge ich meine Photographie bei, dasselbe bitte ich Ihrerseits zu thun, falls Sie dieses Schreiben einer Antwort würdigen sollten, und wenn meine äußere Erscheinung Gnade vor Ihren Augen finden wird. — Vorläufig werden Sie entschuldigen, wenn ich nicht mit meinem richtigen Namen zeichne.

Hochachtungsvoll
Bertha Kortes.

P. S. Bitte, schreiben Sie mir postlagernd."

Dieser Brief wurde von Mariechen eigenhändig in den nächsten Postkasten geworfen. Es kam aber keine Antwort, wohl zehnmal war Mariechen auf der Post gewesen, immer aber hatte der Beamte bedauert, daß nichts für Fräulein Kortes da sei, in der letzten Zeit sogar mit einem bedeutungsvollen Lächeln. Natürlich! Es gab ja mehr hübsche Mädchen, warum sollte sie gerade die Bevorzugte sein? Nur ein einziges Mal wollte sie noch fragen. Das lange Ausbleiben der Antwort konnte ja doch möglicherweise einen Grund haben. — Sie wartete absichtlich mehrere Wochen, dann aber ging sie nicht selbst, sondern schickte einen Dienstmann, und als dieser ihr im nächsten Augenblicke einen gewichtigen Brief mit ganz seltsamen Marken einhändigte, war der erstere beinahe ebenso erstaunt, als das Fräulein, welches von den zwei Mark, die er erhalten, gar nichts herausverlangte, sondern sich mit den Worten: „Behalten Sie nur," eiligst entfernte. — Als Fräulein Mariechen ihr Zimmer erreicht hatte, schloß sie sich ein. Der Brief war sehr umfangreich und sie wollte in dessen Lektüre durch niemand gestört werden. Der Inhalt schien ihr sehr



Gebet. Von Albertine Palau.

zu gefallen, denn mehr wie einmal lächelte sie zufrieden vor sich hin. — „Wie schön er schreibt!“ sagte sie zu sich selbst, „es muß jedenfalls ein sehr gebildeter und begabter Mensch sein und wie interessant! Ein Ingenieur!“ Einen solchen, oder einen Offizier hatte sie sich ja immer gewünscht! das lange Ausbleiben des Briefes hatte sich sehr natürlich erklärt: Wie das bei diesem Berufe ja sehr leicht vorkommen kann, war er durch Geschäfte plötzlich auf längere Zeit nach Rußland versetzt worden. Da saß er nun in irgend einem weltverlorenen Neste des unermeßlichen Reichs und setzte Maschinen auf, und muß sich bei der Gelegenheit auch noch einen Finger der rechten Hand erfrieren lassen! Kein Wunder also, daß der arme Mensch nicht schreiben konnte!

„Ihre Züge haben mich wunderbar sympathisch berührt, gnädiges Fräulein!“ schrieb er unter anderem, und ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen; leider aber zwingen mich die Umstände, vorläufig auf dieses Vergnügen verzichten zu müssen. Ebenso ist es mir zur Zeit unmöglich, Ihnen mein Bild zu schicken, da ich nur das Allernotwendigste bei mir habe. Zur Besorgung meiner Post muß ich noch mehrere Meilen reiten, ein Photograph ist aber weit und breit nicht aufzutreiben. Hinsichtlich dieses Punktes, der überdies, wie ich fürchte, Ihnen eine Enttäuschung bereiten wird, muß ich Sie also um gütige Nachsicht bitten.“

„Natürlich nur Bescheidenheit!“ sagte Mariechen vor sich hin. „Aber schade, sehr schade! Wie gerne wüßte ich, wie er aussieht! Natürlich kein Modejournalgesicht! Aber häßlich kann er unmöglich sein, wahrscheinlich sieht er recht interessant aus, wie es gewöhnlich bei Männern der Fall ist, die viel denken müssen. Kurt Jung nennt er sich, ob das wohl sein richtiger Name ist? Nun; das thut ja nichts zur Sache. Name ist Schall und Rauch, heißt es ja, „dann faltete Mariechen den Brief wieder zusammen und verschloß ihn in ihrem Schreibtisch. Daß er beantwortet werden mußte, war für sie selbstverständlich. Die Sache war ja auch vollständig harmlos, und sehr ungefährlich, so lange der Herr Kurt Jung in den Eisfeldern Rußlands weilte. Warum also dem armen Menschen, der sich sicherlich einsam fühlte, nicht die kleine Unterhaltung gönnen? Die Korrespondenz wurde immer lebhafter, jede Woche traf ein langer Brief aus Rußland für Fräulein Bertha Kortes ein und jeder wurde mit derselben Ausführlichkeit von der letzteren beantwortet. Der Aufenthalt in Rußland hatte sich wider Erwarten in die Länge gezogen und so konnte es nicht fehlen, daß die beiden Briefschreiber durch ihre Korrespondenz bald einander besser kennen lernten, als wie es durch eine flüchtige, persönliche Bekanntschaft möglich gewesen wäre. Mariechen glaubte in Kurt das Ideal eines Mannes nach ihrem Geschmack gefunden zu haben. Oft ertappte sie sich dabei, daß sie verstimmt war, wenn einmal ein Brief am bestimmten Tage nicht eingetroffen war. Um keinen Preis hätte sie diesen anregenden brieflichen Verkehr entbehren mögen.

Kurts Briefe waren mit der Zeit immer wärmer geworden, aus dem Ton aufrichtiger Freundschaft war er in einen solchen inniger Zuneigung verfallen und sie selbst hatte, wie sie sich gestehen mußte, in dieser Beziehung ihm nichts nachgegeben. Mit einem Wort, ihr Verhältnis hatte sich wie das zwischen Verlobten gestaltet, nur daß bis jetzt keine ausdrückliche Erklärung stattgefunden hatte.

Wie soll das enden? fragte sich eines Abends Mariechen, als sie in ihrem trauten Zimmerchen saß, emsig beschäftigt mit dem Lesen eines Briefes, den sie soeben von ihrem großen Unbekannten erhalten hatte. Für ihr Herz konnte es nur eine Lösung geben, und doch hatte dieselbe, wie sie sich nicht verhehlen konnte, eine große Lücke, die sie nach ihrem eigenen Gefallen ganz willkürlich ausgefüllt hatte. Kurts äußere Erscheinung, ihr bis jetzt vollständig unbekannt, war durch eine andere ihr sympathische Persönlichkeit ersetzt worden, und jetzt wußte sie auch, daß es das Bild eines Ingenieurs war, der irgend eine große Brücke in Rußland gebaut hatte, das sie einmal in einer illustrierten Zeitschrift gesehen hatte. Ja so war's! Wenn auch halb unbewußt, so oder ähnlich hatte sie sich Kurt immer vorgestellt. Wenn jetzt, wie es doch gar nicht zu bezweifeln war, ihr Auserwählter sich ganz anders herausstellen würde, wenn er ein Muster von Häßlichkeit wäre, ja was noch schlimmer, ihr vollständig unsympathisch sein sollte, wie dann? Mariechen zitterte bei dem Gedanken. Mochte er häßlich sein, ihretwegen so häßlich wie Herr Gehner, der in Wirklichkeit ja gar nicht so übel aussah, ihr sollte das nichts ausmachen, nur nichts Abstoßendes und Unsympathisches, nur das nicht! Ueber diesen Betrachtungen hatte sie es ganz übersehen, daß noch ein zweites Blatt im Couvert steckte. Hastig zog sie es heraus und las. — Mein Himmel! Was war das? Da stand es deutlich geschrieben: „In wenig Tagen, liebes Fräulein, werde ich bei Ihnen sein, um mein Urteil aus Ihrem Munde zu empfangen. Ich hoffe das beste und kann die Zeit kaum erwarten. Nähere Nachricht folgt.“

Mariechen geriet in die furchtbarste Aufregung, ihr Herz schlug zum Zerspringen, doch war es keineswegs freudige Erregung. Sonderbar! Während sie früher alles im rosigsten Lichte gesehen hatte, stand ihr jetzt, so nahe vor der Entscheidung, nur immer das Gespenst einer unsympathischen Erscheinung vor Augen. Alle möglichen Pläne gingen durch ihren Kopf, die, so schnell sie entstanden, auch wieder verworfen wurden. Hättest Du die Geschichte nur nie angefangen, sagte sich Mariechen, und dann trug sie sich mit dem Gedanken, jetzt noch zurückzutreten. Wie aber das anfangen? Kurt würde sie überall suchen, und in der nicht allzu großen Stadt auch ohne Zweifel finden, und dann war es nur um so schlimmer! Nein, das ging unter keinen Umständen, wäre ja auch sehr wenig schön gewesen.

So rannte Mariechen unruhig in ihrem Stübchen auf und ab und versuchte vergeblich, sich Mut zuzusprechen, bis auf einmal ihre Freundin Hilda vor ihr stand, deren Eintritt sie nicht bemerkt hatte.

„Was ist denn mit Dir, Mariechen? Was hat's gegeben?“

„Bis jetzt noch nichts! Aber es wird sicherlich etwas geben, und Du mußt mir helfen, Hilda! Bitte setze Dich! Ach, ich bin so unglücklich, Hilda!“

So ängstlich Mariechen auch bis jetzt ihr Geheimnis für sich behalten hatte, so war ihr doch Hildas Besuch zu dieser Stunde höchst willkommen, ja das kluge und praktische Mädchen, das in allen Lebenslagen Rat wußte, erschien ihr jetzt geradezu als wie die einzige Retterin in der Not, so stand sie denn auch nicht an, eine umfassende Beichte vor ihrer Freundin abzulegen.

Hilda horchte aufmerksam. „Ja ja, Mariechen!“ sprach sie dann, „stille Wasser sind tief, ich hatte mir längst so etwas gedacht! Da ich aber selbst die Veranlassung Deines vermeintlichen Unglücks bin, so will ich Dir auch gerne durch Rat und That beistehen, obwohl ich nicht einzusehen vermag, Mariechen, weshalb Du gerade jetzt so nahe vor'm Ziele den Kopf hängen lassen willst. Ich an Deiner Stelle, das weiß ich, würde sehr glücklich sein. Ein Mann, der solche Briefe schreibt, kann unmöglich abstoßend sein. Wenn Du aber willst, können wir zu meiner Tante gehen, die versteht sich auf Handschriften und kann Dir jede gewünschte Auskunft erteilen.“

Dieser Vorschlag wurde mit Dank angenommen und verabredet, die Tante am nächsten Nachmittag aufzusuchen.

Dazu kam es indessen nicht, denn schon am Morgen darauf traf eine Depesche von Kurt ein, mit der kurzen Mitteilung, daß er am selben Abend mit der Post eintreffen werde, alles Weitere der Empfängerin überlassend. „Was soll ich thun, Hilda?“ rief ihr Mariechen verzweifelnd entgegen.

„Komische Frage! Natürlich mußt Du ihn empfangen!“

„Aber Du mußt mitgehen, Hilda!“

„Ja wenn Du das für nötig hältst, Mariechen, obgleich ich nicht recht einsehe —“

„Also abgemacht, Hildchen. Heute abend um sieben Uhr holst Du mich ab.“

Es war ein dunkler Oktoberabend, und der Weg bis zur Haltestelle der Post ziemlich weit. — Schweigend schritten die beiden Mädchen durch die dunklen Straßen des Städtchens. Mariechen sah etwas blaß und abgespannt aus. „Mut, Mut; Mariechen!“ sprach ihre Freundin. „Es giebt noch schwerere Gänge! Wirklich, wenn ich nicht meinen Fritz hätte, fast möchte ich Dich beneiden! Ich habe diese Nacht von Dir geträumt, Mariechen, darnach ist Dein Liebster eine große, sympathische Erscheinung, und Du wirst es sehen, so ist es! Meine Träume gehen immer in Erfüllung! Ob hübsch oder häßlich, das ist ja beim Manne ganz gleichgültig, die schönen Männer sind gewöhnlich nicht die besten!“

Mariechen schien durch diese Erklärungen ihrer Freundin etwas beruhigt zu sein. Je mehr sie sich ihrem Ziele näherten, um so armseliger wurde die Beleuchtung; in den entfernteren Straßen schien man es mit dem Anzünden der Laternen durchaus nicht eilig zu haben und in der Nähe der Poststation schien man es ganz vergessen zu haben, oder auch man hatte sich auf den Mond verlassen, der gerade an diesem Abend sich ebenfalls einer Pflichtverletzung schuldig gemacht hatte.

Draußen auf der Chaussee hörte man die schwere Postkutsche heranrollen, von der ein junges Mädchenherz zuversichtlich hoffte, und doch nicht zu glauben wagte, daß sie sein ganzes Lebensglück in ihrem Schoß berge! Zwei helle Lichter erscheinen an der Biegung des Weges. Noch drei Minuten, dann mußte es sich entscheiden!

Jetzt hielt sie. Zwei Damen entstiegen ihrem Schoße, dann drei Herren. Mariechen stand etwas im Hintergrunde, tief verschleiert, doch nahe genug, um alles beobachten zu können. Sie fühlte sich wie vernichtet. Einer war wenigstens fünfzig Jahre und die beiden anderen, weit unter Mittelgröße, machten ungefähr den Eindruck wie etwas heruntergekommene Kellner! Halb war sie im Begriffe, sich eiligst zu entfernen, da entstieg noch ein vierter Passagier dem Postwagen: eine stattliche Erscheinung, deren Anblick Mariechens Herz freudiger schlagen ließ. Mit seltener Sicherheit näherte sich ihre mutige Freundin diesem Herrn. Die dann folgende Anrede: „Habe ich die Ehre, Herrn Jung zu sehen?“ klang fast, als sei sie an einen alten Bekannten gerichtet worden.

Die Antwort fiel bejahend aus.

„Dann habe ich die Ehre, Ihnen meine Freundin, Fräulein Kortes vorzustellen," sprach Hilda weiter.

Mariechen hatte sich etwas zurückgezogen, die Vorstellung brauchte ja nicht gerade so öffentlich in nächster Nähe der andern Reisenden zu erfolgen. Ueber die Hauptsache durfte sie ja jetzt beruhigt sein: Kurt war von hohem Wuchs und so weit sie in der Dunkelheit erkennen konnte, auf keinen Fall häßlich. Durch seine Stimme aber war sie seltsam sympathisch berührt worden, und glaubte sogar den Klang derselben oder eine ähnliche Stimme schon früher vernommen zu haben, nur war diese noch viel wohlklingender. Die Vorstellung erfolgte. Ein herzlicher Händedruck und dann ging man weiter, ohne recht zu wissen wohin, gesprochen wurde nicht, was hätte man sich auch unter diesen Umständen sagen sollen?

Da machte Hilda den Vorschlag, man solle sich in die nahe Krone begeben, es gäbe daselbst ein sehr gemütliches Nebenzimmer, auch habe Herr Jung nach der anstrengenden Postfahrt gewiß den Wunsch, sich etwas auszuruhen.

Dieser Vorschlag fand die volle Zustimmung der Beteiligten.

Im Nebenzimmer des Hotels war man zu dieser Zeit, an einem Wochentage, durchaus nicht auf Gäste vorbereitet, deshalb lag es auch einstweilen noch in ägyptischer Finsternis. Vom Wirtspersonal war vorläufig auch nichts zu bemerken, nun, das war ja auch entbehrlich.

Hilda aber hatte Ortskenntnis und im nächsten Augenblick saß man sich im dunkeln Zimmer an einem Tische gegenüber, allerdings nur für einen Moment, denn Hilda war sogleich wieder aufgestanden und hatte sich in einer Ecke etwas zu schaffen gemacht. Dann erstrahlte plötzlich das Zimmer in elektrischem Lichte, und Mariechen sah ihren Kurt von Angesicht zu Angesicht. Ein leiser Aufschrei entrang sich ihrem Munde, dann irrten ihre Blicke hilfesuchend im Zimmer umher, aber Hilda war verschwunden, ihr gegenüber aber saß — Herr Gehner. Wer hätte es dem armen Mädchen verargen können, wenn sie jetzt in Ohnmacht gefallen wäre.

Mariechen aber nahm all ihre Geistesgegenwart zusammen und erkannte sofort, daß die Gelegenheit zu einer Ohnmacht doch höchst unpassend gewählt sein würde, so beschränkte sie sich denn darauf, die Worte „Herr Gehner?" zu stammeln.

„Bitte, mein Fräulein," erwiderte ihr Gegenüber, „ich heiße Kurt Jung. Es ist mir unendlich schmerzlich, die Ursache Ihres Schreckens gewesen zu sein. Ist mein Aeußeres denn wirklich so abschreckend, daß ich Ihnen —"

„Nein, durchaus nicht, Herr — aber Sie sind doch — Sie werden begreifen —"

„Bitte, hören Sie mich zunächst an, Fräulein Bertha," erwiderte Herr Jung mit Wärme: „Es wird sich später alles aufklären. Ich habe eine weite Reise gemacht, nur um Ihr Jawort zu erhalten, leider aber ist meine Zeit sehr beschränkt, in einer Stunde muß sich für mich alles entscheiden. Deshalb bitte ich Sie, Fräulein Bertha, lassen Sie Ihre Entscheidung nur von meiner Person abhängen und lassen Sie etwaige kleine Mißverständnisse bis später."

Bertha hatte ihre Fassung längst wiedergewonnen und jenen Ausruf, der ihr unglücklicherweise im ersten Erstaunen entschlüpft war, bitter bereut, deshalb gab sie sich alle Mühe, ein freundliches Gesicht zu machen, und warum hätte sie es auch nicht sollen? Der Mann, der ihr gegenüber saß, hatte durchaus nichts Abstoßendes, seine Worte klangen ihren Ohren wie eine süße Melodie, an der sie sich berauschte. War das denn wirklich Herr Gehner von damals? fragte sie sich. Fast hätte sie daran zweifeln mögen. Wohl waren es dieselben Züge, und doch schien ihr der Ausdruck ein ganz anderer zu sein. Aus dem unschönen Gesicht, wie es noch in ihrer Erinnerung lebte, hatte sich in den zwei Jahren nicht gerade ein schönes, aber ein äußerst anziehendes und interessantes entwickelt. Mochte es Herr Gehner sein oder nicht, jetzt war's ihr ganz gleichgültig, sie hatte ihren Entschluß gefaßt und hielt ihm glücklich lächelnd ihre Rechte entgegen, die natürlich ebenso herzlich ergriffen wurde.

Es blieb ihnen keine Zeit, sich auszusprechen, denn im nächsten Augenblicke erschien Hilda, um ihre Freundin zu beglückwünschen.

Für die Ueberraschung aber, die man ihr bereitet, wolle sie, so erklärte die Freundin, mit schelmischem Lächeln, auch ihrerseits mit einer Ueberraschung aufwarten: Ein Kellner öffnete die Thüre eines Nebenzimmers und hier fand sich eine reizende kleine Tafel gedeckt, woran das neue Paar und die Veranstalterin dieser kleinen Improvisation Platz nahmen. Daß kein größerer Kreis an dieser kleinen Verlobungsfeier teilnehmen könne, das hätten die Hauptbeteiligten nur der ungeheuren Eile zuzuschreiben, mit der sie zu Werke gegangen seien —

„Und an der Du," erklärte Mariechen mit dem Finger drohend, „wohl nicht den geringsten Anteil gehabt hast! Warte aber, Du Falsche, mit Dir werde ich später Abrechnung halten! Es ist mir noch nicht alles klar, so viel aber sehe ich, daß man ein freventliches Spiel mit mir getrieben hat, von der fingierten Verlobung an, bis zum heutigen Tag."

„Es ist nicht ganz so schlimm, Mariechen, wie Du denkst," fiel hier Kurt ein. „Mit der Verlobung hatte es seine Richtigkeit, nur war ich irrtümlicherweise mit meinem Vetter verwechselt worden. Da Deine Freundin aber auch ihre unzweifelhaften Verdienste hat, so z. B. um den heutigen Abend, so schlage ich vor, Milde walten zu lassen; ich meinerseits, gnädiges Fräulein, erlaube mir dieses Glas auf Ihr Spezielles zu leeren.

Die Gläser klangen zusammen und wurden auch von den Damen bis auf den letzten Rest geleert. Zu schnell verrannen die kurzen Stunden, dann galt es für den glücklichen Bräutigam, vorläufig Abschied zu nehmen, ob die beiden Mädchen aber — welche sich darauf in Mariechens Zimmer begaben, so schnell sich getrennt haben werden, das wollen wir dahingestellt sein lassen.

Grundzüge der Pflanzenpflege im Zimmer.

Topfpflanzen ist vor allem ein recht heller Platz zuzuweisen, denn Pflanzen, mit Ausnahme einiger weniger, verlangen Licht. Alle Pflanzen tropischer und subtropischer Abstammung können im Wohnzimmer plaziert werden, in welchem die Wärme etwa 15 Grad R. beträgt; dieselbe ist vollständig genügend für das Fortkommen dieser Pflanzen. Anders verhält es sich mit Pflanzen, die in den gemäßigten Zonen zu Hause sind, den sogenannten Kalthauspflanzen; für diese genügt schon ein frostfreies, ungeheiztes Zimmer, welches circa 2 bis 5 Grad R. warm ist. Nächst der Wärme ist die Zuführung frischer Luft notwendig; dieses hat hauptsächlich während der Vegetationszeit, besonders zur Blütezeit zu geschehen, weil die beim Bespritzen oder Begießen feucht gewordenen Blumenblätter dabei schneller abtrocknen; dadurch wird der Fäulnis vorgebeugt und die Blumen werden länger erhalten. Die Zuführung von frischer Luft geschieht durch geringes Oeffnen der Fensterflügel während der milden Tageszeit, das ist zwischen 12 bis 2 Uhr mittags. Dabei ist aber zu beachten, daß Zugluft, sowie auch Staub schädlich wirken und zu vermeiden sind. Wohl keine Maßregel der ganzen Zimmerpflege ist so wichtig wie das Begießen. Das Trockensein einer Pflanze läßt sich nicht nur durch das Gesicht, sondern auch durch das Gehör und Gefühl kontrollieren, und zwar im ersten Falle, indem der Ballen der Pflanze eine mehr graue als schwärzliche Farbe hat; im zweiten Falle, indem man mit dem Knöchel des Zeigefingers an den Topf schlägt und aus einem hellen Ton auf Trockenheit, aus einem dumpfen auf Nässe schließt; drittens kann man durch das Gefühl prüfen. Scheint die Erde mehlig, dann ist Wasser notwendig, fühlt sie sich aber breiig an, dann ist es überflüssig. Bei trüber Witterung ist vorsichtig zu begießen und übermäßiges Naßmachen der Blätter und Blumen zu verhüten, weil diese dann leicht in Fäulnis übergehen und gesunde Pflanzen anstecken. Ist bei Pflanzen der Ballen stark ausgetrocknet, so empfiehlt sich ein Wasserbad, indem man den Topf bis über den Rand in laues Wasser stellt. Während der Ruhezeit wird sehr wenig begossen, hingegen zur Zeit der Vegetation sehr reichlich. Reinlichkeit gehört auch zur Zimmerkultur, Blattpflanzen sollen von Zeit zu Zeit abgewaschen werden; Läuse, sowie alles auftretende Ungeziefer müssen entfernt werden, wozu man scharfe Seifenlaugen benützt. Ein anderes Mittel zur Entfernung von Ungeziefer ist das Räuchern mit Tabak. Nachdem man die Blumentöpfe unter eine Kiste oder dergleichen gesetzt hat, bläst man Tabakrauch ein. Ungeziefer findet sich bei zu trockener, warmer Luft ein, die durch leichtes Ueberspritzen der Pflanzen verhindert werden kann. (D. Landw.-Ztg.)



Dr. Adolf Deucher, der neue Vicepräsident der schweizerischen Eidgenossenschaft, ist im Jahre 1831 zu Steckborn im Kanton Thurgau geboren und von Beruf praktischer Arzt. Deucher hat sich schon 1856 in der kantonalen Politik bemerkbar gemacht, und trat 1867—1873, und 1879—1883 in den Nationalrat, dessen Präsident er 1882 wurde. Als Bundesrat verschiedener Departements leitete er unter anderem auch das Departement des Handels und der Landwirtschaft, das ihn unausgesetzt mit diesen großen und weiten Interessenkreisen in Berührung brachte. Im Jahre 1886 und wiederum 1897 begleitete er das Amt des Bundespräsidenten.

Der Karlsruher Rheinhafen. (Schluß.) An Hochbauten enthält die Hafenanlage neben dem bereits erwähnten städtischen Elektricitätswerk eine Werfthalle hinter der Kaimauer, ein Verwaltungsgebäude und ein Wohnhaus für den Fährmann bei der Kanalüberfahrt. Die Werfthalle, in Bruchsteinmauerwerk ausgeführt, ist ein zweistöckiges, 70 Meter langes und 23 Meter breites Gebäude. Es enthält die Lagerräume und Ladeböden für die verschie-

denen Waren; die Geschosse stehen teils unter zollamtlichem Verschluß, teils bilden sie zollfreie Niederlagen. Der Keller ist hauptsächlich zur Lagerung von Wein, Oel und anderen Flüssigkeiten bestimmt, die oberen Stockwerke für Stückgüter. Zwei Fahrstühle mit elektrischem Betrieb besorgen die Verbringung der Waren in die einzelnen Stockwerke. Ein großes Getreide-Lagerhaus von 12,000 Tonnen Fassungsvermögen mit Schüttböden und Silospeicher ist gegenwärtig im Bau begriffen. Zum vorteilhaften Betriebe einer großen Anzahl Kohlenlagerplätze ist eine 1225 Meter lange Hochbahn in der Weise eingerichtet, daß die Kohlen vermittelst Kranen aus den Schiffen gehoben und, falls sie gelagert werden sollen, in die Kippwagen der Hochbahn, sofern sie weiter befördert werden sollen, in die Eisenbahnwagen geschüttet werden. Sechs fahrbare, elektrisch betriebene Halbportalkranen sind zurzeit zum Löschen von Kohlen, Getreide und andern Waren in Thätigkeit. Mehrere weitere Kranen werden im nächsten Frühjahr aufgestellt werden. Die Gesamtkosten für die Erdarbeiten und technischen Bauausführungen belaufen sich auf ungefähr 3 Millionen Mark, die Kosten der Hochbauten und maschinellen Einrichtungen betragen etwa ebensoviel. Die Bauausführung der Erdarbeiten für die gesamte Hafenanlage umfaßte den Zeitraum von Mitte September 1898 bis Anfang Juli 1900. Der Hafen steht seit Mitte Mai vorigen Jahres im Betrieb, und zwar unter städtischer Verwaltung, und hatte bisher infolge des sehr günstigen Wasserstandes einen den neuen Verhältnissen entsprechenden äußerst regen Verkehr. Die feierliche Eröffnung soll im April dieses Jahres bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Friedrich stattfinden. Der gute Anfang berechtigt zu der Zuversicht, daß sich das Unternehmen günstig entwickelt, zum Segen von Handel und Wandel der aufblühenden badischen Residenz. F. Sch.



Höflich.

Musiklehrer: „Ich bedauere wirklich, Fräulein, daß Sie sich so viel Mühe geben . . .“
Sie: „Aber durchaus nicht, Herr Professor . . .“
Musiklehrer: „Daß Sie sich so viel Mühe geben, Noten zu spielen, die gar nicht im Hefte stehen.“

Das renovierte kgl. Schloß in Dresden. Unser vorstehendes Bild macht den Leser mit einer photographischen Aufnahme des renovierten Dresdener Königsschlosses (von der Brühlschen Terrasse aus gesehen) bekannt. Der Umbau des ältesten der Wettiner Schlösser ist nun nach zwölfjähriger Dauer zu glücklichem Ende geführt und das alte, kurfürstliche Schloß, das seit dem Brande von 1701 ein recht unscheinbares Aeußere zeigte, ist jetzt nicht bloß ein wahrhaft königliches Heim, sondern auch von rein architektonischem Standpunkt aus ein Kleinod, bei dessen Durchbildung die charakteristischen alten Formen mit feinem Empfinden verwertet wurden.



Im Doktor-Examen. Professor: „Was ist das erste, was man bei einem Patienten herausfinden muß?“ — Kandidat: „Ob er genug Geld hat, um die Rechnung zu bezahlen.“

Durch die Blume. Geck: „Ich möchte wohl wissen, ob mich Ihr Vater als Schwiegersohn haben möchte.“ — Dame: „Aller Wahrscheinlichkeit nach. Papa ist stets anderer Ansicht als ich.“

Etwas umständlich. Bureauvorsteher (zum Schreiber): „Da haben Sie in Ihrem Skriptum einen i-Punkt vergessen. Geändert darf in dem Dokument nichts werden. Jetzt haben Sie das Vergnügen, die ganze Geschichte nochmal abzuschreiben.“

Zu früh geweckt. Lord Frederek North (1733—1792), einer der gewandtesten Redner des englischen Parlaments, pflegte bei langweiligen Reden gern ein Schläfchen zu machen. Eines Tages begann ein Mitglied über den Zustand der englischen Marine zu reden. Lord North, der die Gewohnheit dieses Redners, recht breite und inhaltlose Reden zu halten, kannte, sagte zu einem neben ihm sitzenden Freunde: „Das kann schön langweilig werden. Er fängt ja wieder von den Anfängen unseres Seewesens an zu reden. Daher bitte ich Sie, lassen Sie mich so lange schlafen, bis er glücklich von unserer Zeit zu reden beginnt.“ Sofort schlief er auch ein. Nach einiger Zeit weckte ihn sein Nachbar. — „Worüber spricht er jetzt?“ fragte der Lord. Sein Freund nannte eine große Seeschlacht, an der die Engländer beteiligt gewesen. — „O mein Lieber,“ entgegnete Lord North, „Sie haben mich um ein ganzes Jahrhundert zu früh geweckt.“ W.

— Dem Fürsten Bacciocchi, dem Cousin Napoleons III., wurde eines Tags ein prachtvoller Kakadu zum Geschenk gemacht. Es war ein herrlicher Vogel mit einem blaßrosafarbenen Schimmer an Kopf und Brust und gelben Flügel- und Schwanzfedern. Dazu war der Vogel sehr gelehrig und sprach dem Fürsten, der sich viel mit ihm beschäftigte, ganze Sätze und Phrasen nach. Der Kammerdiener des Fürsten hieß Nikolas und da der Kakadu diesen Namen täglich hörte, ward er ihm natürlich bald sehr geläufig; ebenso schrie er aus vollem Halse, bei passender oder unpassender Gelegenheit: „Vive l'empereur!“ zum größten Ergötzen des Fürsten. Während des Krimkrieges besuchte der Kaiser eines Tages seinen Cousin und der Kakadu, vielleicht erregt durch die vielen glänzenden Uniformen des Gefolges des Kaisers, das den Salon füllte, schrie und lärmte aus Leibeskräften. Vergebens suchte der Fürst den Vogel zum Schweigen zu bringen und endlich gab er seinem Kammerdiener Befehl, den Vogel hinauszubringen. Aber der Kaiser, der sich höchlichst amüsierte, wehrte ihm und trat an den Käfig heran. Der Vogel saß eine Minute ganz still auf einer Stange, dann den Kopf auf die Seite beugend und den Kaiser mit seinen klugen Augen anblinzelnd, schrie er aus voller Kehle: „Vive l'empereur — Nikolas!“ — Nikolaus I. von Rußland war bekanntlich der Gegner Napoleons im Krimkriege. Stj.



Wald-Rosenwildlinge bringen nur wenig Saugwurzeln mit. Um die Bildung neuer Faserwürzelchen zu beschleunigen, wird empfohlen, mittelst eines Schusterpfriemens eine Anzahl Stiche in den Wurzelstock zu machen, die die Rinde durchbohren und noch etwas ins Holz gehen müssen. An diesen angestochenen Stellen bildet sich Callus und dieser ist der Anfang neuer Wurzelbildung. So behandelte Waldwildlinge sind bald bewurzelt und wachsen freudig weiter.

Meisen an Nistkästen zu gewöhnen. Wer seinen Garten mit Singvögeln bewohnt haben will, der möge sich jetzt schon Vogelnistkästchen, insbesondere Meisennistkästchen, anfertigen oder anschaffen, und auf oder an den Bäumen anbringen. Um die scheuen Meisen an Nistkästen zu gewöhnen, empfiehlt es sich, jetzt schon eine Speckschwarte an die Kästen anzunageln. Die Kästen sollen zwei bis drei Meter von der Erde entfernt, abgerundet und mit Baumrinde bekleidet sein; das Flugloch soll nur $2^1/_2$ Centimeter Durchmesser aufweisen, da sich bei drei Centimeter schon der Sperling einnisten kann. Das Flugloch soll nach Südosten zeigen. Die Nistkästen wird man zum Schutze gegen verwilderte Katzen am besten mit Dornen umgeben.

Spinatklößchen. Eine große Handvoll Spinat wird gewaschen, gebrüht, mit kaltem Wasser übergossen und fest ausgedrückt; hierauf wird er mit einer halben Zwiebel fein gewiegt. Dann rührt man 50 Gramm Butter zu Schaum, drückt ein in Milch geweichtes Mundbrötchen fest aus, und giebt es mit einem ganzen Ei und etwas Salz an die gerührte Butter. Von dieser Masse werden kleine Klößchen in die siedende Fleischsuppe gelegt und zehn Minuten gekocht.

Behandlung kleiner Brandwunden. Hat man sich gebrannt, so nimmt man Holzkohle, zerstößt dieselbe fein und schüttet das Pulver auf ein Stückchen Leinwand. Dieses legt man auf die Wunde und bindet es fest. Alsbald hört nicht nur der Schmerz auf, sondern die Kohle absorbiert und desinfiziert auch alle Exsudate, wie Wasser, Eiter 2c., so daß die Heilung rasch vor sich gehen kann. Diesen Umschlag läßt man so lange liegen, bis die Kohlenkruste von selbst abfällt.

Scherzrätsel.

An den heißen Sommertagen
O wie labt es Kehl' und Magen.
Hat's ein Herz dem Kopfe gleich,
Fleißig baut's im Flußbereich.

Rätsel.

Es ist ein Kaufmann stumm und still,
Er steht in manchem Haus.
Wer ihn voraus nicht zahlen will,
Dem giebt er nichts heraus.
Er ist reell und pünktlich sehr
In jeder Art und Weise;
Gehandelt wird bei ihm niemals,
Er hat ganz feste Preise,
Und ist verschieden Musiker,
Konditor, Wirt und Koch,
Und wieder andern leuchtet er,
Nun rathen Sie es doch!

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Deutscher Badeort.
2 3 8 9 3 6. Ein Gartengerät.
3 4 6 4 8 9. Ein Harems-Wächter.
4 2 7 8 9. Stadt in Württemberg.
5 7 9 6 7. Stadt in der preuß. Provinz Sachsen.
6 3 8 1 7 2. Nebenfluß des Rheins.
7 7 8 9 3 6. Stadt im Rheinland.
8 9 4 2. Eine Stadt in der Schweiz.
9 7 6 7 4. Eine Stadt in Kurhessen.
Die Anfangsbuchstaben ergeben 1—9.

Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

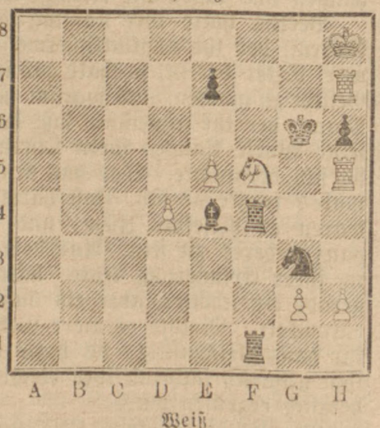
Schachlösungen:

Nr. 25. D b 5—f 1 etc.
Nr. 26. T d 2—e 2 f 3—e 2 : etc.

Problem Nr. 27.

Von Karl Kaiser, Stuttgart.

Schwarz.



Weiß

Matt in 3 Zügen.

Auflösung.

Arm oder reich! Sei's Pfirsich oder Pflaume;
Wir pflücken ungleich von dem Lebensbaume.
Dir zollt der Ast, mir nur der Zweig,
Mein leichtes Mahl wiegt darum nicht geringe.
Lust am Genuß bestimmt den Wert der Dinge,
Arm oder reich!
Die Glücklichen sind gleich. (Karl Lappe.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonyms: Amboß. — Der Charade: Mond, Nacht, Mondnacht.
Des Rätsels: „Recht.“

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.